

Marlen Bidwell-Steiner/Karin S. Wozonig (Hg.)

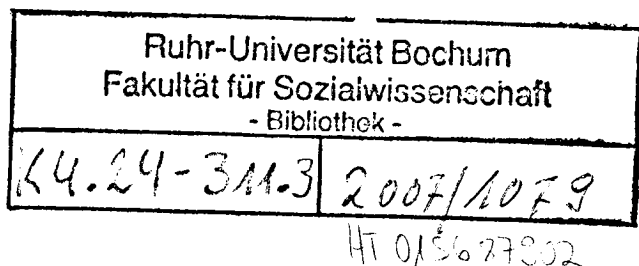
A Canon of Our Own?

Kanonkritik und Kanonbildung in den
Gender Studies

StudienVerlag

Innsbruck
Wien
Bozen

Die Herausgeberinnen danken folgenden Förderern für
die Unterstützung: Bundesministerium für Bildung,
Wissenschaft und Kultur in Wien, Stadt Wien (MA 7).



© 2006 by Studienverlag Ges.m.b.H., Erlersstraße 10, A-6020 Innsbruck
e-mail: order@studienverlag.at
Internet: www.studienverlag.at

Satz: Rosa Reitsamer
Umschlag: Gabi Damm

Gedruckt auf umweltfreundlichem, chlor- und säurefrei gebleichtem Papier.

Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen
Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<<http://dnb.ddb.de>> abrufbar.

ISBN-10: 3-7065-4340-0

ISBN-13: 978-3-7065-4340-8

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (Druck,
Fotokopie, Mikrofilm oder in einem anderen Verfahren) ohne schriftliche
Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Inhaltsverzeichnis

<i>Karin S. Wozonig</i>	
Dimensionen des Kanons	9

<i>Christina Lutter</i>	
Vorwort	15

DISZIPLINierter RAUM

<i>Aleida Assmann</i>	
Kanon und Archiv – Genderprobleme in der Dynamik des kulturellen Gedächtnisses	20

<i>Marlen Bidwell-Steiner</i>	
Kanonkritik zwischen Herrschaftsraum und geschütztem Raum	35

<i>Ilse Müllner</i>	
Der eine Kanon und die vielen Stimmen. Ein feministisch-theologischer Entwurf	42

<i>Hans-Uwe Lammel</i>	
Hippokrates, der medizinische Kanon und die Frauen	58

<i>Kerstin Palm</i>	
Kanonisierungsweisen von Kanonkritik – die Geschlechterforschung zu Naturwissenschaften als Reflexionsmedium disziplinärer Kritikoptionen	76

<i>Christa Binswanger</i>	
Shakespeares Schwestern, Medusen oder „Ich ohne Geschlecht“? Zu weiblichem Schreiben, Kanon und feministischer Literaturwissenschaft	90

ZWISCHENRAUM

Susanne Hochreiter

- „Das offene Netz möglicher Bedeutungen“.
Queere Positionen in der Debatte über den deutschsprachigen
Literaturkanon 104

Anna Babka

- ‘In-side-out’ the Canon.
Zur Verortung und Perspektivierung von postkolonialen
Theorien & Gendertheorien in der germanistischen
Literaturwissenschaft..... 117

Tatiana Barchunova

- A Library of Our Own?
Feminist Translations From English into Russian 133

Erzsébet Barát

- The importance of a discursal approach to
translation as an organized practice 148

Marina Blagojevic

- Canons and Contexts: Beyond fragmentation 159

Raluca Maria Popa

- Communist Women Speaking Internationally:
A Revision of the ‘East’/‘West’ Divide? 175

Karin Harrasser

- Cyberfeminismus. Träume von Modellierbarkeit 189

VERHANDELTEN RAUM

Gabriele Griffin

- Women's and Gender Studies –
The Quintessential Subject in Process 202

Victoria Robinson

- Internal and External Shifts and Constraints
on Women's Studies and Gender Studies:
Implications For the 'Canon' 217

Therese Garstenauer

- The inevitability of a Canon in Women's and Gender Studies,
and what to do about it 228

Anna Temkina, Elena Zdravomyslova

- Gender and Women's Studies in Contemporary Russia 240

Veronika Wöhrer

- "Doing Feminism" and other Theoretical Interventions 254

Diana M.A. Relke

- Loose Canons: A Canadian perspective on feminist
power relations and knowledge production 266

- Die AutorInnen 275

Susanne Hochreiter

„Das offene Netz möglicher Bedeutungen“. Queere Positionen in der Debatte über den deutschsprachigen Literaturkanon

Der Titel dieses Textes ist ein Zitat aus dem Buch *Tendencies* von Eve Kosofsky Sedgwick, einer der bekanntesten internationalen Queer-TheoretikerInnen (Sedgwick 1993: 8). Gemeint ist das offene Netz der Möglichkeiten, Überschneidungen, Dissonanzen und Resonanzen von Bedeutung, die erkennbar sind, wenn Geschlecht und Sexualität nicht als monolithische Zeichen verstanden werden. Obgleich queere Positionen in der deutschsprachigen Literaturwissenschaft bislang wenig berücksichtigt werden, gibt es doch erste Arbeiten, die sich auf Queer Theory beziehen – auch in der Kanondebatte, wiewohl bislang mehrheitlich aus den USA. Dabei ist einerseits die Rede von einem „queeren Kanon“ – also einem „Gegenkanon“ zum Mehrheits- oder Mainstreamkanon der Literatur. Andererseits besteht die Zielsetzung, den Literaturkanon einer queeren Lektüre und Revision zu unterziehen: Was bedeutet Kanonbildung aus queerer Sicht und wie lassen sich kanonisierte Texte in Hinblick auf Fragestellungen und Erkenntnisse der Queer Theory lesen?

1. Kanon

Die Debatte über den deutschsprachigen Literaturkanon ist, so Aleida Assmann, in den letzten 30 Jahren unvermindert aktuell (vgl. Assmann 1998: 47). Dabei seien drei Schwerpunkte des Interesses auszumachen: die Diskussion des Bildungskansons in den 1970er Jahren, die klassizistische Phase in den 1980er Jahren und schließlich die gegenwärtige Diskussion seit 1990, die sich durch gesteigerte kulturpolitische Aktivität und die geographische Entschränkung von den früheren Phasen unterscheide (Assmann 1998: 48). Wesentlich ist Assmanns Beobachtung, wonach die gegenwärtige Debatte von den „Rändern“ des Kanons geführt werde: „Die Kanonfrage wird heute vorwiegend von denen angestoßen, die entdeckt haben, daß sie aus ihm ausgeschlossen sind“ (Assmann 1998: 48). Frauen fänden

sich im Kanon nicht wieder, ebenso wenig wie Angehörige sozialer und kultureller Minderheiten. Damit sei nun die Kanondebatte grundsätzlich dezentriert – sie werde zunehmend von Standpunkten aus geführt, die außerhalb der europäischen Mitte und jenseits des Zentrums dominanter Kulturen und Gesellschaftsschichten liegen.

Gewiss ist die Kanondebatte von diesen Fragen und Positionen derer, die „draußen“ sind, geprägt. Allerdings ist einzuwenden, dass für Kanonisierungsprozesse auch die institutionellen Bedingungen wichtig sind. Und da finden sich Frauen und so genannte Minderheiten deutlich geringer vertreten. So sehr Kanonisierung unter dem Einfluss einer Vielzahl, kaum präzise zu erfassender Faktoren erfolgt (vgl. Winko 2002: 11), so ist doch auch klar, dass der gesellschaftliche Status von involvierten Personen und Institutionen dabei eine Rolle spielt. Für die gegenwärtige Kanondebatte bedeutet das konkret, dass „Randgruppen“ zwar Forderungen stellen, kritisieren und revidieren, aber sie nicht zugleich die EntscheidungsträgerInnen sind, die Leselisten zusammenstellen, Schulbücher schreiben oder universitäre Studienpläne erarbeiten. Von den jüngeren Literaturgeschichten sei etwa Peter J. Brenners *Neue deutsche Literaturgeschichte*, die 2004 erschienen ist, als Beispiel erwähnt. Von 72 AutorInnen des Abschlusskapitels „Gegenwart“, deren Werke genannt und z. T. kurz vorgestellt werden, sind 15 Frauen. Das ist gerade für die Gegenwart natürlich eine ungeheuerliche Auslassung eines sehr bedeutenden Teils der Literaturproduktion. Was sind also die Ergebnisse der von den „Rändern“ aus geführten Diskussion? Mit keinem Wort wird erwähnt, dass es seit Mitte der 1980er Jahre einen Zuwachs an so genannter „Schwulen- und Lesbenliteratur“ gibt. Mit keinem Wort wird die Entstehung von so genannter „MigrantInnenliteratur“ kommentiert. Ähnlich die Darstellung der *Gegenwartsliteratur 1968–1990* von Heinz Forster und Paul Riegel im 12. Band der *Deutsche[n] Literaturgeschichte* (1998). Für weitere Kanonisierungsprojekte sind vergleichbare Beobachtungen zu machen (z. B. Marcel Reich-Ranickis *Der Kanon. Die deutsche Literatur* oder die Edition der *Süddeutschen Zeitung*).

Nun ist natürlich mit dem Zählen von „Männern“ und „Frauen“ nicht alles getan und gesagt – schon gar nicht, wenn man sich mit „Queerness“ von Kanon und Literatur auseinander setzt. Aber es bleibt ein Unbehagen über das Missverhältnis zwischen einer durchaus differenzierten Diskussion über Kanon und Kanonisierungsprozesse einerseits und einer „Kanonpraxis“ andererseits, die nach gleichbleibenden Kriterien zu selektieren scheint: männlich, weiß, heterosexuell.

Diese ambivalenten Tendenzen in der deutschsprachigen Kanondiskussion können als eine Art inhärente Kanontreue gedeutet werden. Während die offizielle Diskussion komplexe Kanonmodelle diskutiert, gebe es zugleich, meint Simone Winko, eine nicht laut ausgesprochene Überzeugung vom Unverzichtbaren: „[D]ie kanonisierten Texte seien nun einmal besser als die nicht-kanonisierten“ (Winko 2002: 9).

2. Queer

Der englische Begriff „queer“, der abwertend für „homosexuell“ gebraucht wurde und im 20. Jahrhundert auch als positive Selbstbezeichnung Verwendung findet, gilt als das „jüngste in einer Reihe von Wörtern, die seit dem 19. Jahrhundert das semantische Kräftefeld der Homosexualität bilden“ (Jagose 2001: 95). Seit den 1990er Jahren findet das Wort auch im deutschsprachigen Raum Gebrauch und ist gegenwärtig mit verschiedenen Bedeutungen gefüllt. Während es einen eher pragmatisch-konsumistischen Umgang damit als Bezeichnung für Gruppen und Aktivitäten als „queer“ gibt, bleibt die Bedeutung von „schwul“ und „lesbisch“ ebenso erhalten wie der eher akademisch formulierte Anspruch auf „queer“ als einen Begriff, der Homosexualität als Konzept und Identität zu überwinden sucht. Daneben steht „queer“ oftmals für subversive Strategien generell – gleichsam alles, was als schräg gegenüber einem „Mainstream“ angesehen wird, hat demnach queeres Potenzial. Diese Deutung geht über Fragen von Geschlecht und Sexualität hinaus (vgl. Lorey/Plews 1998: xiii).

Historisch ist die Entstehung der Queer Theory mit der Lesben- und Schwulenbewegung verbunden und bezieht sich zudem auf feministische Theorien. Während im Rahmen feministischer Ansätze allerdings immer wieder auf beschreibbare Identitäten rekurriert wurde – „Frau“, „Lesbe“ – wird genau dies in der Queer Theory bestritten. Ganz grundlegend ist die Zurückweisung der Möglichkeit stabiler Identitäten, die als Referenz für bestimmte Positionen, Ziele und Strategien dienen. Waren zuvor z. T. auch die Forschungen nach Geschlechtern und sexueller Ausrichtung getrennt, geht es bei den Queer Studies nun wesentlich um eine Kritik an Heteronormativität, verbunden mit der schon von den Gender Studies formulierten Infragestellung der Zweigeschlechtlichkeit. Queer Studies sind der Versuch, emanzipatorische Politik und Wissensproduktion zu betreiben, ohne auf exklusive und exkludierende Identitäten zu rekurrieren.

Andreas Kraß nennt folgende Punkte, auf die Queer Theory und ihre Anwendung zielen: Denaturalisierung normativer Konzepte von Männlichkeit und Weiblichkeit, Entkoppelung der Kategorien Geschlecht und Sexualität, Destabilisierung der Binarität von Hetero- und Homosexualität, Anerkennung des sexuellen Pluralismus, der neben schwuler und lesbischer Sexualität auch Bisexualität, Transsexualität und Sadomasochismus einbezieht (Kraß 2003: 18). Darüber hinaus geht es darum, noch nicht kategorisiertes in Betracht zu ziehen – und als Konsequenz daraus, Entstehung, Funktion und Relevanz von Kategorien zu diskutieren. Und zwar nicht nur im Hinblick auf Geschlechtlichkeit und Sexualitäten, sondern als kritische Analyse der Art und Weise von Wissensproduktion selbst: Queer Studies sind insofern ein wissenschaftskritisches Projekt. Auch deshalb, weil der eigene „Forschungsgegenstand“ durch die grundsätzliche Unbestimmtheit so schwer zu fassen ist (vgl. Jagose 2001: 124). Eve Kosofsky Sedgwick spitzt diesen Aspekt zu, indem sie „queer“ als einen Begriff der Selbstbeschreibung auffasst. Sie zeige auf diese Weise, „wie sehr sich queer auf Fragen der Selbst-Definition bezieht und nicht auf die empirische Beobachtung der Eigenschaften anderer“ (Jagose 2001: 125).

3. Ein „queerer“ Kanon?

Was bedeutet dies nun für die Formulierung eines „eigenen“ Kanons? Mehrere Aspekte sind in dieser Frage zu berücksichtigen. Zunächst die literaturwissenschaftliche Diskussion von Autorschaft: Sie ist im Hinblick auf einen „queeren“ Kanon insofern von Bedeutung, als gefragt wird, ob sich etwa die Ästhetik eines Textes biographisch aus der sexuellen Präferenz von Autor/Autorin ableiten lasse und inwiefern die Person des Künstlers/der Künstlerin überhaupt von Relevanz sei (vgl. Dyer 1991). Im Allgemeinen ist „Authentizität“ für so genannte Minderheitenliteraturen ein wichtiges Kriterium. Das liegt in einer Identifikationsfunktion, die Literatur für LeserInnen haben kann, begründet und gilt für minoritäre Gruppen in besonderem Maße.

Der zweite Aspekt in der queeren Auseinandersetzung mit Literatur ist die Frage des Inhalts: Welche Lebens- und Liebespraxen werden thematisiert, wie werden Figuren charakterisiert, welche Beziehungskonstellationen werden zum Gegenstand gemacht, wie wird Sexualität dargestellt? Es ließen sich viele weitere Fragen anschließen. Kurz gesagt geht es hier um eine weitere mögliche Funktion von Literatur aus queerer Sicht:

nämlich darum, Lebenskonzepte jenseits heterosexueller Norm darzustellen und auf diese Weise antiheteronormativ und subversiv zu wirken. Literatur kann ausmalen und zeigen, was sein könnte und was (noch) nicht ist.

Darüber hinaus gilt es, und das ist ein wichtiger Zweig queerer Forschung, Texte – kanonisierte Texte – neu zu lesen und einer Analyse zu unterziehen, die die Aspekte Geschlecht und Sexualität ins Zentrum rückt.

Diese als ‚Queer Reading‘ bezeichnete Leseweise fragt mit den methodischen Mitteln der Diskursanalyse, des Poststrukturalismus, der Psychoanalyse und der Dekonstruktion nach erotischen Subtexten und Schattengeschichten, die der heteronormativen Zeichenökonomie einer literarischen (bzw. filmischen) Zeichenökonomie zuwiderlaufen. (Kraß 2003: 22)

Eve Kosofsky Sedgwicks Studie *Between Men* bildet ein Modell für eine queere Auseinandersetzung mit (literarischen) Texten. Sie fragt, auf welche Weise die Formen von Sexualität – und was als Sexualität zählt – von historischen Machtbeziehungen abhängen und diese umgekehrt beeinflussen (vgl. Kosofsky Sedgwick 1992: 2). Ihre Vorschläge für die Entwicklung eines Analyseinstrumentariums, mit dem das Verhältnis von sexuellem Begehren und politischer Macht untersucht werden kann, geben auch für literaturwissenschaftliche Arbeiten anregende Impulse.

3.1. Kanon vs. Kollektion

Es ist eine existenzielle Notwendigkeit, dass Menschen, die z. B. wegen ihrer sexuellen Präferenz diskriminiert und/oder verfolgt werden, literarische Texte kennen und zur Verfügung haben, die auf sie Bezug nehmen und ihre Lebensweise ernst nehmen, positiv darstellen und sichtbar machen. Diese Texte aufzufinden und zu sammeln war in den 1970er Jahren ein wichtiger Teil der Arbeit feministischer/lesbischer und schwuler ForscherInnen auf der Suche nach verlorenen Texten und gelöschten Biographien. Jetzt scheint nicht nur ein „Inventar“ von Texten gesichert, sondern die Zahl der „lesbischswulen“ Publikationen hat in den 1980er Jahren zugenommen, um sich seit den 1990er Jahren auf einem relativ stabilen Niveau einzupendeln. Ob das nun alles „queere“ Texte sind, steht zur Diskussion.

Welche literarischen Texte nun gar zu einem „queeren“ Kanon gehören könnten, ist kaum festzustellen. Während für wissenschaftliche Texte im

akademischen Kontext zu beobachten ist, dass einige Werke einer Mehrzahl beteiligter WissenschaftlerInnen einer „scientific community“ bekannt sind und wichtig erscheinen, gilt das für literarische Texte nicht. Dies hat neben der nicht allgemein zu beantwortenden Frage, was überhaupt ein queerer Text ist, damit zu tun, dass auch andere Bedingungen, die Kanonbildung ermöglichen, nicht erfüllt sind. Es gibt keine identifizierbare TrägerInnengruppe. Es gibt keine klare Identität, die durch einen solchen Kanon unterstützt werden könnte. Es gibt keine bestimmbaren Handlungsmöglichkeiten, die daraus entwickelt, keine festzustellenden Werte, die Materialisierung über einen Kanon finden könnten. Ein Kanon ist außerdem wesentlich mit Autorität verbunden, die als Maßstab, Richtschnur, Regel anerkannt wird (Korte 2002: 27). Und worin sollte die Autorität eines queeren Kanons bestehen?

Alles, was wir sagen können, ist: Es gibt Literaturlisten und Sammlungen. Dies als „Kanon“ zu bezeichnen, halte ich aus den genannten Gründen und einem weiteren für unangebracht: Einen eigenen „Kanon“ anzustreben steht ganz entgegen dem queeren Projekt, wie ich es verstehe. Ein Kanon beruht wesentlich auf Selektion und Ausschluss. Genau das wird in queeren Positionen abgelehnt. Dass es dem ungeachtet wichtig ist, Literatur zu kennen und zur Verfügung zu haben, die als „queer“ gelten kann, sei unbestritten. An dieser Stelle kann allerdings nur wiederholt werden: Wer bestimmt, was ein queerer Text ist? War diese Frage schon für so genannte lesbische und schwule Literatur nicht immer einfach zu beantworten, so spitzt sie sich im Hinblick auf queere Überlegungen zu.

Ich schlage daher die Einführung des Begriffs „Kollektion“ vor. Queere „Kanonbildung“ ist weniger mit Selektion beschäftigt als mit der Diskussion und Sammlung von relevant erscheinenden Schriften. Vor allem ist zu bedenken: Ein queerer Diskurs wird aus einer Minderheitenposition geführt; der Kanon hingegen wird von einer hegemonialen Position aus etabliert und dient zur Stabilisierung bestehender gesellschaftlicher Normen, Werte und Ordnungen.

Der Begriff „Kollektion“ bringt diesen grundsätzlich anderen Status minoritärer Literatursammlungen zum Ausdruck: Eine „queere Kollektion“ umfasst – möglicherweise – literarische Texte, die als antiheteronormativ gelten können, die etwas wie „queere“ Lebensweisen darstellen und darin keinen Dogmatismus erkennen lassen. Weiter könnten der kritische Diskurs des Queer Reading von kanonisierten Werken und dessen Ergebnisse darin Platz haben. Der Begriff inkludiert dennoch ein Moment der Auswahl: Dass es im Prozess der Sammlung gar keine Selektion gibt, kann nicht

behauptet werden – aber damit ist keine vergleichbare Autorität wie im Kanon verbunden. Außerdem ist für „queer“ die kritische Reflexion hinsichtlich Ausschlussprozessen wesentlich und die „TrägerInnengruppe“ variabel, unbestimmt; die queeren Positionen sind vielfältig und in Bewegung – der Terminus „Kollektion“ wird dem Umstand der stärkeren Veränderlichkeit gerecht.

Schließlich erfüllt eine solche Sammlung auch eine Funktion im Hinblick auf Identitäten: allerdings weniger im Sinne von Identitätsstiftung, sondern als gemeinsame Referenz jener Personen, die sich selbst in diese Debatte involvieren; der Aspekt einer Selbstversicherung in einer Umwelt, die permanent alles jenseits der Heteronormativität in Frage stellt, bedeutet dazu keinen Widerspruch. Die Vergewisserung besteht darin: Es gibt andere Personen, die ähnliche Erfahrungen machen, die ähnliche Fragen und Forderungen stellen; das Gemeinsame ist beispielsweise die Erfahrung von Diskriminierung und die Kritik an bestehenden Geschlechter- und Sexualitätsnormen. Das bedeutet keineswegs, dass darüber hinaus etwas Gemeinsames bestehen muss. Die Auseinandersetzung mit und der Widerstand gegen eine Ordnung, die die vielfältigen Möglichkeiten von Geschlechtlichkeit und Sexualität – verbunden mit weiteren Faktoren wie etwa Ethnizität, Migration, Alter – für nicht existent oder unzulässig erklärt, diskreditiert und verfolgt, ist, wenn man so will, der kleinste gemeinsame Nenner queerer Verständigung.

3.2. Queering the Canon ...

... bezeichnet die kritische Relektüre bestehender Kanones vermittels queerer Zugänge.

Auf die mehrfache Widersprüchlichkeit und Ambivalenz von Kanones verweisen u. a. Simone Winko in ihrem Beitrag *Literatur-Kanon als ‚invisible hand‘-Phänomen* und Sigrid Löffler in *Wer sagt uns, was wir lesen sollen?* Ein Aspekt ist die Doppelstrategie von Anerkennung des Kanons und Widerstand gegen ihn: Kritik, die verstanden werden will, setzt voraus, dass bekannt ist, was kritisiert wird (vgl. Löffler 2003: 13). Ein weiterer ist die je unterschiedliche Perspektive als BeobachterIn oder TeilnehmerIn von Kanonisierungsprozessen und Kanondiskussion (vgl. Winko 2002: 10). Hinsichtlich der Kanonbildung verweisen Queer-TheoretikerInnen nun auf eine zusätzliche Ambivalenz: Der Kanon repräsentiere demnach nicht nur das Allgemeine, sondern auch das

Besondere (vgl. Lorey/Plews 1998: xiv). Christoph Lorey und John L. Plews, die Herausgeber des Buchs *Queering the Canon*, das sich mit deutscher Literatur und Kultur befasst, sind der Auffassung, dass der Kanon ein System ist, das in seinen veränderlichen Korpus auch jene Texte einschließt, die ursprünglich aus dem selbstprogrammierten Zentrum ausgeschlossen waren, wie z. B. die heute kanonischen Werke von Goethe, Lessing, Kafka, Thomas Mann oder Brecht, die zu ihrer Zeit keineswegs „kanonfähig“ gewesen seien (Lorey/Plews 1998: xvi).

Allerdings sind hier zwei wesentliche Gegebenheiten nicht außer Acht zu lassen. Erstens habe die Aufnahme solcher Werke in den Kanon die Konsequenz der „diskursiven Eliminierung queerer Identitäten“ zugunsten von Krankheit, Desillusionierung oder Tod. Thomas Manns *Tod in Venedig* wird dafür als Beispiel genannt. Die Rezeptionsgeschichte von Ingeborg Bachmanns *„Ein Schritt nach Gomorrha“* ist dafür ein weiterer möglicher Beleg. Auf Bachmanns Erzählung werde ich unten noch genauer eingehen.

Was Lorey und Plews allerdings übersehen, betrifft nun den zweiten Punkt: Für Texte von Frauen galten und gelten im Literaturbetrieb und insbesondere hinsichtlich der Kanonbildung andere Bedingungen. Ein queerer Zugang kann nicht über den Ausschluss von Autorinnen hinwegsehen. Wie bereits oben dargelegt revidieren auch Literaturgeschichten jüngerer Datums diesen nicht. Die Geschlechterdifferenz ist also selbstverständlich ein Faktor, der in die Analyse mit einzubeziehen ist. Auch für „schwule“ im Vergleich zu „lesbischer“ Literatur gibt es bezeichnende Unterschiede: Hatte erstere immer wieder als Avantgarde einen Platz im traditionellen Kanon, gilt das für zweiteere keineswegs.

Generell ist jedoch der These zuzustimmen, dass die Tendenz in der Rezeption besteht, bestimmte Inhalte kanonisierter Texte zu tilgen: Begehren, das nicht heterosexuell funktioniert, wurde und wird in der Sekundärliteratur verschwiegen, in fragwürdigen Editionen und Übersetzungen gelöscht (vgl. Lorey/Plews 1998: xviii). Ein queerer Zugang könne, laut Lorey und Plews, sichtbar machen, dass und wie diese Prozesse stattfinden und darüber hinaus zeigen, wie Norm von der Anerkennung der Differenz als Ressource abhängt, um sich selbst zu konstruieren. Und zwar nicht nur, indem Differenz festgestellt wird, sondern auch, indem diese Differenz inkorporiert wird:

Indeed, the official limits of the canon which enable it to make claims of distinction, status, and value, and in turn assist it in becoming a vestige of power, must necessarily overcome themselves in order to integrate those very distinct and different

elements which traditionally accumulate at the authoritatively deemed margins of society and beyond, or contrary to, the rule of the apparent norm. The canon is thus a system that incorporates into its own shifting body those endeavours initially *excluded* from the self-proclaimed sociocultural center (Lorey/Plews 1998: xvi).

Daraus schließen sie, dass queeres Begehren nicht aus den Texten gelöscht werden könne, wenn es auch negiert, überschrieben oder verdunkelt werde. Obwohl der Kanon das Machtsystem fortsetze, bleibe eine potenzielle Verschiebung durch die einseitige Nicht/Anerkennung der Abweichung erhalten (Lorey/Plews 1998: xviii). Queer Theory erkenne die Bedeutung der Abweichung für die Macht selbst. So kommen Lorey und Plews zu folgendem Ergebnis: Das Versteck, wenn es durch queere Analyse entdeckt oder sichtbar gemacht wird, zeige nicht nur den repressiven Mechanismus einer dominanten Kultur, sondern darüber hinaus den beträchtlichen Raum der Queerness in der Existenz dieser dominanten Kultur (Lorey/Plews 1998: xviii)

Das ist nun insofern eine recht optimistische These, als nicht fraglos vorausgesetzt werden kann, dass überschriebene oder getilgte „queere“ Inhalte immer „rekonstruierbar“ sind. Was die Autoren außerdem schuldig bleiben, ist eine Auskunft darüber, was „queeres Begehren“ in einem Text bedeutet und woran man es erkennen kann. Das Problem der „Identifizierung“ ist hier doch von einiger Bedeutung. Schließlich reicht es nicht aus, festzustellen, es gäbe da oder dort eine „schwule“ oder „lesbische“ Konstellation. Wenn Andreas Kraß erklärt, dass Queer Reading ein Verfahren sei, um „Schattengeschichten“ sichtbar zu machen, so eröffnet er einen logischen Zirkel: Eine solche Geschichte zu identifizieren setzt die Abweichung von einer bestimmten – historisch gesetzten – Norm und deren Kenntnis voraus. Queer aber hat den Anspruch, mehr zu sehen als eine Vorannahme, die sich in der Untersuchung bestätigt. Mary E. Galvin stellt in diesem Zusammenhang fest, dass es nicht genug sei, nach Symbolen, kodierten Botschaften und dunklen Referenzen zu suchen – die im Übrigen fast immer auf „Homosexualität“ abstellen: Die Formen von Lebensweisen und Sexualitäten seien zu vielfältig, als dass sie in der „Heterologik“ vorgesehenen Zweifelt der Geschlechter und Sexualitäten erfasst werden könnten (Galvin 1999: 2).

Das Problem, zu beschreiben, was man eigentlich unter/sucht, bleibt bestehen – vor allem in Hinblick auf historisch fernere Epochen. Lässt sich etwa für mittelalterliche Texte tatsächlich ohne weiteren Aufwand nach „queeren“ Inhalten, Strukturen, Figuren fahnden? Und was bringt eine

„queere“ Lektüre für den Fall, dass der Text mit aller möglichen Eindeutigkeit heterosexuell „gestrickt“ ist?

4. Ingeborg Bachmann: Ein Schritt nach Gomorrha

Die Erzählung *Ein Schritt nach Gomorrha* ist 1961 im Erzählband *Das dreißigste Jahr* erschienen. Insgesamt bilden die enthaltenen sieben Erzählungen einen Zyklus, den zentrale Motive verbinden. Das Buch ist von der zeitgenössischen Kritik mehrheitlich distanziert bis negativ aufgenommen worden. Bachmann war als Lyrikerin bekannt und gefeiert – für die Prosa sprachen ihr einige gar das Talent ab (vgl. Ewering 1992: 32). Thematisch ist den Texten gemeinsam, dass ihre ProtagonistInnen jeweils eine Veränderung in ihrem Leben sehen, wünschen, einen Ausbruchversuch unternehmen. Sie revoltieren gegen „die Festschreibung in vorgegebenen Ordnungen“ (Bartsch 1997: 107).

So auch Charlotte, die Protagonistin unserer Erzählung. Sie ist Ehefrau und Pianistin. Es ist spät am Abend, eine Party in ihrer Wohnung ist vorbei. Die letzten Gäste sind gegangen, alle bis auf die Studentin Mara. Charlotte schafft es nicht, sie loszuwerden. Mara bleibt und will mit Charlotte reden und viel mehr. Charlotte ist passiv und doch – das ist der zentrale Inhalt der Erzählung – beginnt sie eine intensive Auseinandersetzung mit ihrem Leben in dieser Nacht. Sie überlegt, was wäre. Was würde anders sein, wenn sie Mara lieben könnte. Der Aufbruch bleibt aus – und doch scheint ein Schritt getan zu sein.

Die Rezeption konnte den Text nicht auslassen. Als Teil eines Erzählzyklus, der in mehreren Neuauflagen immer wieder erschien, war er schwer zu negieren. Wenn auch durchaus das „Lesbische“ der Geschichte nicht ignoriert wurde, so zielten die Verrisse insgesamt doch deutlich auf die üblichen Vorurteile gegenüber Literatur von Frauen ab. Der Erzählung *Ein Schritt nach Gomorrha* wurde Trivialität und Einseitigkeit vorgeworfen. Cäcilia Ewering kritisiert sowohl an der zeitgenössischen als auch an der späteren Rezeption, dass sie in ihrem Textverständnis zu kurz greifen würde (Ewering 1992: 35). Selten werde ausgesprochen, worum es geht: die Kritik an der Institution Ehe, an der patriarchalen Ordnung, an der Sprache, in der Frauen nicht vorkommen usw. Erst im Zusammenhang der neuen Frauenbewegung hätten die Themen des Textes Aufmerksamkeit erlangt. Ewering hat gewiss Recht und dennoch lässt sich in der lesbischen und feministischen Rezeption eine unterschiedliche Beurteilung beobach-

ten. Während etwa Karen Achberger eine Art weiblicher Schöpfungsgeschichte darin sieht (Achberger 1982), ist Dinah Dodds enttäuscht darüber, dass die homosexuelle Beziehung scheitert (nach Bauer 1998: 225).

Karin Bauer kommt in ihrer queeren Analyse zu einem von beiden Positionen abweichenden Befund: Der Text zeige demnach vor allem eine Krise der Gender-Identifikation, die latente Konflikte und Ressentiments an die Oberfläche bringe (Bauer 1998: 222). Dabei scheitere allerdings die Protagonistin an einer Neuerfindung oder Revision sowohl ihrer Ehe als auch der gesellschaftlich normierten Geschlechterverhältnisse. Die Änderungsphantasien blieben innerhalb des Rahmens bestehender patriarchaler Muster. Gender-Identifizierung erweise sich daher in Bachmanns Text als repressiver statt als subversiver Prozess. Bauers ‚queere‘ Analyse scheint ideologisch weniger „gebunden“ zu sein. Ihre Diskussion der Erzählung ist differenzierter als die zuvor genannten Beispiele.

Auffällig ist in der Rezeption insgesamt, dass eine Deutung gleichsam paradigmatisch präferiert wird: Mara wird darin als Repräsentation von Charlotte selbst interpretiert. Die zweite weibliche Figur wird also als Materialisation eines inneren Teils von Charlotte betrachtet. Insofern ist die erzählte Nacht eine Auseinandersetzung verschiedener innerer Stimmen und Instanzen. Das entschärft natürlich die Deutung der Geschichte als versuchter Aufbruch in eine lesbische Beziehung. Auch Cäcilia Ewering greift diesen Ansatz auf, indem sie sich auf Sigrid Weigel bezieht: Auf einer zweiten, „inneren Handlungsebene“ laufe das Geschehen als „Begegnung einer Frau mit sich selbst“ ab (Ewering 1992: 38).

Die Spiegelung oder nächtliche Begegnung mit sich selbst hätte jedoch nicht notwendig einer lesbischen Figur bedurft. Eine Schwester hätte sich dafür geeignet oder eine Freundin. Ingeborg Bachmann hat sich aber, und das wird als wesentliches Faktum in der Forschung m. E. nicht ausreichend ernst genommen, für diese Konstellation entschieden, und das in den repressiven 1950er Jahren des Nachkriegs-Österreich, in denen der Text entstanden ist. Sie hat sich dafür gewiss nicht ohne ein Bewusstsein davon entschieden, dass eine lesbische Beziehung zu dieser Zeit schlicht ein Skandal war. Die Bedeutung des Textes kann angemessen nur dann beurteilt werden, wenn der historische Zeitpunkt und das soziale, kulturelle, politische Umfeld seiner Entstehung reflektiert werden. Man muss darüber nachdenken, was „lesbisch“ in dieser Situation bedeutet, was die Geschichte und ihre Potenziale – inner- wie außerliterarische – sind: Zwei Frauen, die einander lieben oder lieben könnten!

5. Resümee

Die kurze Darstellung gibt einige Einblicke in Themen und Fragestellungen sowie Erkenntnisse „queerer“ Kanon-Diskussion. Die Auseinandersetzung mit dem deutschsprachigen Literatur-Kanon befindet sich noch in den Anfängen und verspricht interessante Impulse für die Kanondebatte, die wohl auch in den nächsten Jahren mit einiger Intensität geführt werden wird und geführt werden muss. Sowohl die Überlegungen zu einem „eigenen“ Kanon als auch die kritischen queeren Lektüren des „klassischen“ Kanons bieten dafür eine wichtige neue Perspektivierung. Ob die Ergebnisse dieser Arbeit auch ein Stück weit eine Veränderung des Kanons selbst bewirken werden, steht noch dahin.

Literatur

- Achberger, Karen (1982): Bachmann und die Bibel. „Ein Schritt nach Gomorrha“ als weibliche Schöpfungsgeschichte. In: Hans Höller (Hg.): *Der dunkle Schatten, dem ich schon seit Anfang folge. Ingeborg Bachmann – Vorschläge zu einer neuen Lektüre ihres Werks*. Wien, München: Löcker. S. 97–110.
- Assmann, Aleida (1998): Kanonforschung als Provokation der Literaturwissenschaft. In: Renate von Heydebrand (Hg.): *Kanon Macht Kultur. Theoretische, historische und soziale Aspekte ästhetischer Kanonbildung*. Stuttgart, Weimar: Metzler. S. 47–59.
- Bachmann, Ingeborg (1966): *Das dreißigste Jahr*. München: dtv.
- Bartsch, Kurt (1997): *Ingeborg Bachmann*. Stuttgart, Weimar: Metzler.
- Bauer, Karin (1998): ‚That Obscure Object of Desire’: Fantasy and Disaster in Ingeborg Bachmann’s ‚A Step toward Gomorrah’. In: Christoph Lorey und John L. Plews (1998): *Queering the Canon. Defying Sights in German Literature and Culture*. Columbia: Camden House. S. 222–233.
- Brenner, Peter J. (2004): *Neue deutsche Literaturgeschichte*. Tübingen: Niemeyer.
- Dyer, Richard (1991): Believing in Fairies: The Author and The Homosexual. In: Diana Fuss (Hg.): *Inside/Out. Lesbian Theories, Gay Theories*. New York: Routledge. S. 185–201.
- Ewering, Cäcilia (1992): *Frauenliebe und -literatur. (Un)gelebte (Vor)Bilder bei Ingeborg Bachmann, Johanna Moosdorf und Christa Reinig*. Essen: Verlag Die Blaue Eule.
- Forster, Heinz und Paul Riegel (1998): *Deutsche Literaturgeschichte*. Bd. 12: *Gegenwartsliteratur 1968–1990*. München: dtv.

- Galvin, Mary E. (1999): *Queer Poetics. Five Modernist Women Writers*. Westport: Greenwood.
- Jagose, Annamarie (2001): *Queer Theory. Eine Einführung*. Berlin: Quer Verlag.
- Korte, Hartmut (2002): K wie Kanon und Kultur. Kleines Kanonglossar in 25 Stichwörtern. In: Heinz Ludwig Arnold (Hg.) (2002): *Literarische Kanonbildung*. München: Text + Kritik. S. 25–38.
- Kraß, Andreas (2003): *Queer denken. Gegen die Ordnung der Sexualität*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Kosofsky Sedgwick, Eve (1993): *Tendencies*. Durham: Duke University Press.
- Kosofsky Sedgwick, Eve (1992): *Between Men: English Literature and Male Homosexual Desire*. New York: Columbia University Press.
- Löffler, Sigrid (2003): Wer sagt uns, was wir lesen sollen? Die Bücherflut, die Kritik und der literarische Kanon. University of London School of Advanced Study.
- Lorey, Christoph und John L. Plews (1998): Defying Sights in German Literature and Culture: An Introduction to Queering the Canon. In: Dies.: *Queering the Canon. Defying Sights in German Literature and Culture*. Columbia: Camden House. S. xiii–xxiv.
- Winko, Simone (2002): Literatur-Kanon als ‚invisible hand‘-Phänomen. In: Heinz Ludwig Arnold (Hg.) (2002): *Literarische Kanonbildung*. München: Text + Kritik. S. 9–24.